

DiePresse.com | Kultur | Bühne |  Artikel drucken

Staatsoper: Salome entdeckt die Erotik

17.01.2011 | 18:38 | WALTER WEIDRINGER (Die Presse)

„Salome“ von Richard Strauss mit Camilla Nylund in der Titelpartie auf imposanten Orchesterwogen. Ein Repertoire-Abend mit großen Momenten. Als sinnlicher Rausch wirkte die „geheimnisvolle Musik“.

Jeder Musikfreund kennt sie, die herkömmlichen, nicht einmal sonderlich penibel vorbereiteten Vorstellungen an der Wiener Staatsoper, die ihn doch tief beeindruckten: allein dadurch, dass da aus dem Graben immer wieder eine singuläre Klangpracht dringt, auf die er in anderen Häusern vergeblich wartet – vorausgesetzt freilich, es handelt sich um ein Stück, das uneingeschränkte philharmonische Liebe genießt...

Und im selben Moment überkommt einen das Bedauern darüber, was da auf dieser Basis unter optimalen Probebedingungen noch an künstlerischem Surplus möglich wäre, möglich sein müsste. Richard Strausens „Salome“ ist so ein Stück – und die 195. Aufführung in Jürgen Roses Jugendstil-Ausstattung (von Boleslaw Barlog's Regie ist wohl kaum mehr zu sprechen) war so eine Vorstellung. Großartig, was das Staatsopernorchester unter der stets sachdienlichen, uneitlen Leitung Peter Schneiders da an den zu gleißender Brillanz aufgetürmten Höhepunkten leistete – und doch auch wieder allzu muskelprotzend und summarisch, zu wenig differenziert, manchmal auch von Irrtümern behaftet.

„Geheimnisvolle Musik“

Als sinnlicher Rausch wirkte die „geheimnisvolle Musik“, wie es im Text heißt, immer wieder überwältigend – doch überwältigte sie nicht nur das zuletzt dankbar jubelnde Publikum, sondern zum Teil auch die Gesangsstimmen. Dennoch darf Camilla Nylund als außerordentliche Interpretin der Titelpartie gelten. Die im finnischen Vaasa geborene Sopranistin besitzt nämlich, was vielen Kolleginnen in dieser Partie bereits abhandengekommen ist: den jugendlich-hellen, von keinem störenden Vibrato verunklarten Klang, verbunden mit schlanker Höhe und tragfähiger Mittellage.

Dass sie in der Tiefe weniger geben kann und ganz allgemein nicht stets auf den Orchesterwogen schwimmt, sondern manchmal in ihnen unterzugehen droht, mögen jene bedauern, die sich an kräftigeren Salome-Stimmen orientieren. Dass sich Nylund trotzdem nicht zum Forcieren verleiten lässt, ist klug und kommt auch ihrer ohne aufregende neue Facetten auskommenden, aber insgesamt schlüssigen Darstellung zugute: Ihre jüdische Prinzessin ist kein längst erfahrenes Gör, sondern scheint erstmals erotische Gefühle zu entdecken.

Dazu passte der gleichfalls jung wirkende Tomasz Konieczny bestens, der erstmals in Wien als Jochanaan zu hören war und vor allem mit kräftig-viriler Stimmgewalt auf sich aufmerksam machte. Nicht an Textdeutlichkeit, wohl aber an Subtilität und noch mehr an allem Abgründig-Neurotischen ließ es der Herodes von Wolfgang Schmidt missen, an dessen Seite Iris Vermillion eine für Wien neue, herb-profiliertere Herodias gab. Ein gutes, von Herwig Pecoraro dezent, aber sicher angeführtes Judenquintett stand auf der Habenseite der restlichen Besetzung, während deren Schlusslichter ein lethargisch-desinteressierter Narraboth (Marian Talaba) sowie der sich abmühende Alexandru Moisiuc bildeten. Sollte denn im Ensemble wirklich keine edlere Stimme für die kleine, aber wichtige Partie des Ersten Nazareners zur

Verfügung stehen?

© DiePresse.com